

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie auf ein ungelöstes Rätsel blickten die runden Augen des Franzosen auf Otto von Jäger. Daß er so rasch seinem Ziele nah kommen würde, das hatte er denn doch nicht gedacht.

„Monieur, ich werde mir die Ehre geben, Madame Ihre Worte getreulich auszurichten“, glitt es noch zögernd, ungläubig von seinen Lippen.

„Tun Sie das!“ nickte der andere.

Da ging das Lächeln einer unverhohlenen Verriedigung, eines leuchtenden Triumphes über des Grafen Flügel.

Von da an hatten die zwei kein Wort mehr miteinander gesprochen.

Endlich lag das Städtchen Fleurus in ihrem Rücken. Digne und St. Amand zur Linken lassend, ritten sie dann auf Sombreffe zu.

Dort im Posthause, wo sie den Feldmarschall, der hierhin sein Hauptquartier verlegt, erwarten sollten, fanden sie bereits den General Bourmont, zu dessen Umgebung Graf Duboit gehörte, mit seinem ganzen übrigen Stabe vor. Die Herren waren auf ihre Kundgebung, sich nach Gent zum König Ludwig XVIII. begeben zu wollen, von den preussischen Vorposten zum Kommandeur des Westfälischen Kavallerie-Regiments gebracht worden, der sie zunächst an den Brigadefeldkommandeur, den Grafen Bentzel verwiesen, welcher sie dann seinerseits zum Feldmarschall selber geleiten ließ. Nur dem Grafen Duboit war es gestattet worden, seiner persönlichen Angelegenheit wegen, den etwas weiteren Weg über Fleurus nach Sombreffe zu nehmen.

Bald darauf war Blücher mit seinem Stabe eingetroffen. Er hatte die Herren vor sich kommen lassen. Auch Otto, der auf Befehl seines Obersten den Graf Duboit zum Feldmarschall geleitet, hatte das kleine Zimmer betreten. General Bourmont brachte sein Anliegen vor, — ihm und seinem Stabe zu gestatten, sich nach Gent zum König zu begeben.

Da weiterte Blücher los. Seine Augen schossen Blitze, die Wände schienen zu zittern, die Scheiben zu klirren. Solch ein Verrat!

Und mit welcher ruhiger Entschiedenheit sich General Bourmont auch wehrte, er und seine Begleiter seien nur ihrer besseren Einsicht gefolgt, und sie wollten ja nur der gerechten Sache dienen — Blücher, blieb dabei, Verrat bleibe Verrat, und wenn er auch tausendmal an dem Todfeinde verübt würde! —

Für Otto war das stolze Büchsen des Alten Del in eine brennende Wunde gewesen.

Nun hing er auf seinem dahintastenden Pferde. Nicht nach Fleurus zurück — nach Brüssel führte sein Weg. Blücher, dessen eigener Stab aus Anlaß der in rascher Folge

eintreffenden Nachrichten über den machtvoll anrückenden Feind aufs äußerste in Anspruch genommen war, und den Bourmont mitgeteilt hatte, daß Napoleon für morgen einen Angriff plane, Blücher hatte Otto nochmals mit einer dementsprechenden Meldung an Lord Wellington gesandt.

Für Otto bedeutete dieser Befehl eine Erlösung von ungläubiger Marter. Reiten wie der Wind — wie der Gewittersturm reiten! Reiten bis zum dumpfen Vergessen — bis zur persönlichen Bewußtlosigkeit, — nur den einen brennenden Gedanken des zu erreichenden Heiles im dunkel umnachteten Hirn.

Als er in Brüssel eingaloppierte und vor dem Palast der Herzogin von Richmond, seines zusammenbrechenden Pferdes nicht achtend, zur Erde sprang, an allen Gliedern zitternd, staubbedeckt, in Schweiß gebadet — da war es Mitternacht.

Hell flammten die Kerzen des Schlosses durch die Dunkelheit. Wellington war hier mit seinen Offizieren zu Gast. Der Herzog wußte also noch von nichts — Otto mußte jeder andern Ordonnanzoffizier überholt und als Erster der vor Blücher oder General Zieten abgesandten Meldereiter eintreffen sein.

Raum daß er sich notdürftig gesäubert, betrat er die Festsäle.

Im anmutigen Reigen schlangen sich die Paare. Lachen und Scherzen rings umher. Nirgends eine Ahnung von dem drohend über den Häuptern hängenden Damoklesschwert.

Eine tolle Idee durchschloß Ottos Hirn. Wie, — wenn auch sie hier wäre?! Ihr Galan ist nicht weit! Wahnsinn, Wahnsinn solch ein Gedanke! Und doch und doch! Wie er ihm das Blut zum Herzen jagte! Mit wilden Blicken musterte er jede weibliche Gestalt, jedes Gesicht, an dem er vorüber-eilte — vor und zurück flog sein Auge, — da sah er sich plötzlich dem englischen Heerführer gegenüber. Am Eingange eines Seitenlabinetts. Mit dem Herzog von Braunschweig stand er im ersten Gespräch.

Lord Wellington winkte den sich Meldenden in das kleine Gemach — Otto übergab ein Schreiben des Feldmarschalls und erstattete, noch halb atemlos, Bericht, daß die französischen Truppen die Sombre überschritten und die preussischen Vorposten angegriffen und zurückgedrängt hätten.

Wenige Augenblicke später waren in dem kleinen vornehmen Raume Offiziere, Adjutanten, Ordonnanzen um Wellington versammelt. In fieberhafter Eile wurden Boten nach allen Standquartieren seiner weit auseinander liegenden Truppen ausgesandt, um sie zusammenzuziehen und die nächststehenden sofort in Marsch zu setzen. Die Höhe von Quatrebas wurde zum Sammel- und Verteidigungspunkt bestimmt.

Und während hier in dem engen Zimmer vom eisernen Herzog in fiebernder Eile aber ohne geräuschvolle Aufdringlichkeit die Bolzen für den nahenden Kampf geschmiedet wurden, spielten drüben im Saale die schmelzenden Töne eines

Walzers, und die jungen lebenshungrigen Paare schwebten auf den Klängen der Musik dahin. Zünger schlangen sie sich ineinander — tiefer als sonst senkte sich Blick in Blick. Etwas schwermüthig Berausches lag in der Luft. Wenn der Morgen graute — wenn die Fanfaren bliesen, dann ging es aus dem Arme der Geliebten hinaus in die Schlacht — und, Gott allein wußte es, vielleicht in den Tod! — — —

Es war um dieselbe Stunde. Draußen beim Wäldchen vor Fleurus.

Im tiefen Dunkel einer weitästigen Eiche halten zwei. Kerzengerade sitzen sie, ein jeder auf seinem Kofz. Die Augen starr in die Ferne gerichtet.

Eine stille — weihevollte Nacht ist's. Auf dem samt-blauen Himmel schwimmt die silberne Sichel des Mondes. In ferner Himmelsstiefe Stern um Stern. In leuchter Klarheit. Schwarz und massig und doch duftumwoben im geheimnisvollen Lichte der Nacht zeichnen sich die sanften Hügel gegen den Himmel ab. Jrgendwo murmelt ein Bach — wie im Traum. Jrgendwo singt eine Nachtigall — ein Käuzchen schreit.

Und jetzt geht durch den Busch ein heimliches Wispern und Flüstern. Nächtlichem Spuke gleich, lagern in seinem Schatten Mann und Kofz.

Waffen blihen wie gespenstiges Leuchten im Mondlicht auf.

Vorposten müssen es sein.

Plötzlich murmelt der eine unter der Eiche:

„Gottfried —!“

„Du meinst —?“

Ein schwerer Atemzug, fast wie der Hauch eines Stöhnens. Dann ein kaum verständliches, abgerissenes Flüstern:

„Wenn du wüßtest, wie deine Nähe mich beglückt und zugleich mit Schrecken erfüllt! Aber die Angst überwiegt — wenigstens in dieser Stunde — so nah vor der Schlacht! — Wenn ich dich verlöre —!“

„Ulrich! Wir stehen in Gottes Hand! Wäre es mir bestimmt, morgen zu sterben, so würde mich der Herr abberufen, — sei ich, wo ich sei. Schenkt er mir in seiner Gnade noch das Leben, so bin ich gegen jede Kugel gesiegt.“

Der Sprechende wendet das Haupt dem andern zu. Die Strahlen des Mondes gleiten in diesem Augenblick durch das dunkle Eichenlaub herab und über sein weiß ausleuchtendes Antlitz hin, auf dem sich ein Ausdruck innigster Frömmigkeit malt.

Das Auge des andern hängt sekundenlang an diesem leuchtenden Antlitz — der Mond rückt weiter — oder geschieht es durch eine Bewegung des Freundes? — das Antlitz taucht wieder ins Dunkel unter. Doch durch das Herz des Mannes strömen mit einem Male Ströme des Lichts:

„O du —! du —!“ murmelt er mit geschlossenen Augen. „Schreib's in dein Herz, Erdmüthe. Was das Morgen uns auch bringen mag. Ich habe dich lieb und liebe dich über Grab und Tod hinaus!“

Voll tiefinnerlicher Feierlichkeit kommt's von seinen Lippen.

Sie aber neigt erschauernd das Haupt.

Ein brennend heißer Zunitag ist dieser Nacht gefolgt. Auf der Höhe neben der Moulin de Buffy halten Blücher und Wellington hoch zu Kofz. Wellington im knapp anliegenden, unscheinbaren Rod, den Reitkock in der Hand, mit forschendem, nüchtern wägenden Blick, mit kaltem, berechnenden Ernst in den barlosen, eisernen Zügen. Blücher, mit der Schirmmütze, im offenen Ueberrod, der auf weißer Weste das breite Orangeband des Schwarzen Adlerordens sehen läßt, die kurze Tabakspfeife im Munde — Flammen lodern-der Begeisterung in den tiefblauen Augen.

So überjchauen sie beide die Gegend.

Die Sonne schießt ihre Strahlen, glühenden Pfeilen gleich, auf das hügelige, von Dörfern und Gehöften durchzogene, von hohem goldgelben Korn bestandene Gelände hinab. Einer Landzunge gleich, schiebt sich die Windmühlenshöhe, die breite Basis im Nordosten an Sombresse ansehend, sich verjüngend gegen Südwesten in die Erdwellen vor, an ihrer äußersten Spitze auf die Ortschaft St. Amand stoßend, in der südöstlichen Flanke von Ligny, an ihrer nordwestlichen von Brye umgeben. Wohlhabende Dörfer sind's — jedes der massiven Steinhäuser mit seinen Hecken, seinem Buschwerk, seinen starken Hof- und Gartenmauern eine kleine Festung!

Der untere Teil der Höhe zwischen St. Amand und Ligny ist mit preussischer Artillerie bespickt. Dahinter hat

die Reserve-Kavallerie des Zieten'schen Korps ihre Aufstellung gefunden. Und noch weiterhin gen Norden das zweite, — im Westen bei Sombresse und darüber hinaus das dritte Korps der Preußen. Bülow steht mit seinem, dem ersten Korps, noch weit vom Schlachtfeld entfernt. In St. Amand, Ligny und Brye selbst hat die Infanterie des Zieten'schen Korps sich eingenistet, so gut es eben gehen will. Denn eigentlich ist ihre Truppenzahl noch viel zu gering. Doch um den von Nordwesten herannahenden Truppen Wellingtons und dem vom Osten her kommenden eigenen Korps Bülow möglichst bald die Hand reichen zu können, muß die Stellung der Preußen eine ausgedehnte bleiben. Im Süden aber, zu beiden Seiten von Fleurus, sind die Massen der französischen Streiter sichtbar. Am Nordausgange des Städtchens, auf einer sanften Erhebung, glaubt Gneisenau, der dicht neben seinem Feldmarschall hält, deutlich Napoleon mit seinem Stabe zu erkennen.

Er ist's!

Auch er hat sein Fernrohr auf die beiden Feldherren auf der Windmühlenshöhe gerichtet.

Schweigen zittert hinüber — herüber. Atembeklemmendes, schicksalsschweres Schweigen.

Wer von ihnen wird morgen der Sieger sein?!

Da durchbricht Gneisenau mit raschem feurigen Wort die Stille. Er weist darauf hin, wie verhängnisvoll ein Flankenstoß des britischen Heeres von Nordwesten, von Quatrebras aus, den Franzosen werden würde.

Wellington blickte auf seine Karte. Er nickt. Er reicht Blücher die Hand und erneut mit kurzen, bestimmten Worten das Versprechen, seine Truppen so rasch als möglich zum Kampfe wider den gemeinsamen Todfeind heranzuführen.

Dann reitet er, vom Feldmarschall eine Strecke begleitet, davon.

Otto von Jäger, der soeben aus Brüssel zurückgekehrt ist, folgt den Feldherren in gemessener Entfernung. Endlich, als der englische Heerführer sich vom preussischen verabschiedet hat, findet er Gelegenheit, sich bei Blücher zurück zu melden. Der greise Held sagt ihm ein paar herzliche Worte wärmster Anerkennung. An seiner Seite darf Otto die Fronten der Truppenteile entlang reiten, an denen sie gerade vorüberkommen. Für jedes hat der Feldmarschall ein aufmunterndes, ein glühend begeisterndes Wort. Jedes Herz flammt ihm in feuriger Hingebung entgegen. Aus aller Munde bricht hell schallender Jubel.

Und nun hält Blücher dicht hinter Ligny vor der Reserve-Kavallerie des Zieten'schen Korps, bei den brandenburgischen Ulanen. Otto meldet sich bei seinem Obersten. Blücher's Auge aber schweift die Reihen hinauf — hinab.

„Kinder!“ bricht er mit mächtiger Stimme los. „Wißt Ihr noch, wie wir an der Rappach und bei Leipzig den Rothosen die Taschen ausgeklopft?! Das muß heut wieder so ein Ehrentag werden! Zeigt dem Napoleon, daß Eure Piken noch scharf sind!“ Ein ungeheurer Beifallssturm ist die Antwort.

Blücher winkt gnädig mit der Hand. Er lenkt, weiterreitend, sein Kofz bei Ulrich Erken vorbei, der an der Spitze seiner Schwadron hält.

„Recht so, alter Freund! Noch immer tapfer dabei!“ sagt er mit herzugewinnender Freundlichkeit. „Aber warten Sie man, — wir werden den Napoleon bald wieder in die Falle haben! Und dann geht's heim zur Keinen Frau!“

Von neuem schallt brausender Jubel durch die Luft, der Ulrich's Antwort verschlingt. Blücher sieht nur, wie der, mit strahlendem dankbaren Blick salutierend, die Farbe wechselt. Einer der wenigen freiwilligen Jäger des Regimentes aber, die in nächster Nähe des Rittmeisters halten, hat mit knallrotem Gesicht sich abgewandt.

(Fortsetzung folgt.)

Falsches Spiel.

Skizze von Curt Kühns.

Der Morgen dämmerte trübe über der amerikanischen Küste, die sich als dunkler Streifen gegen den Himmel abzeichnete. Der große Mond dampfer „Wallenstein“ nahm, eine lange Rauchfahne hinter sich lassend, hier seinen Kurs. Der mächtige Rumpf des Schiffes erzitterte leise unter dem Arbeiten der riesigen Maschine, während er mit sanftem Wiegen in die Wellentäler sank. Auf der Brücke stand Kapitän Zadmann, ein Mann von etwa 50 Jahren, mit kurzem Vollbart und hellen, scharfen See-

mannsagen, in tiefen Gedanken. Es war ein gefährliches Unternehmen, in diesen Kriegszeiten die Reise zu wagen! Aber es war von höchster Wichtigkeit für das Vaterland, wenn er sein Schiff glücklich hinüberbrachte. Er hatte tausend Kriegspflichtige an Bord, eine große Sendung Gold- und Silberbarren, einige tausend Tonnen Meisch und Rohstoffe. Der Ozean war so groß, sollte es da eine Unmöglichkeit sein, ungelesen zu passieren?

Träben an Land ragte aus dem Dämmern des Morgens ein hoher Mast, die Station für Funkstrahl. Wenn die Nachricht vom Auslaufen des „Wallenstein“ nun schon hinausgeblitzt war? dachte Zachmann. Wenn feindliche Kreuzer, von seinem Unternehmen verständigt, schon Dampf aufmachten, ihn und sein wertvolles Schiff zu fangen? — Unmöglich! Die Funkstation stand unter behördlicher Aufsicht, und die Behörden hatten seiner Ausreise nichts in den Weg gelegt. Aber — ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf. Er pfiff auf seiner kleinen, schrillen Pfeife, ein Mann der Wache sprang zur Brücke hinauf.

„Für den Funkentelegraphisten!“ sagte Zachmann und reichte dem Matrosen einen Meldezettel; dieser enthielt den Befehl, jedes von Fahrgästen abzuschickende Funkentelegramm ihm vorzulegen.

Es wurde ein schöner Tag. Die Sonne stieg klar herauf, und ein breiter Streifen leuchtenden Goldes stakete über die schäumende, in leichten Wellenhügeln heranrollende See. Der Wind frischte auf, und bis an das Promenadendeck sprangen die munteren Wogen.

Allmählich besetzten sich die Decks. Im Vorschiff waren es diesmal nicht die kimmerischen, veredelnden Römischer, die hochläufig dort aufsaßen, sondern kranke Gesellen, deutsche Reservisten und Wehrmänner, die heimkehrten. „Der Deutsche, bieder, fromm und stark, er schützt die heilige Landesmark“, sang es begeistert über die weite, wogende See. Auch die Promenadendecks füllten sich, auch hier viel Kriegspflichtige, meist jedoch Kaufleute, Künstler, Künstlerinnen. Sie alle wollten in die schützende Heimat zurück. Unten im Speisesaal saßen sie an der langen, glänzenden Tafel; die Kellner liefen auf und ab mit Schüsseln und Tassen, ein Bild von Behagen und Reichthum, nicht als drohten feindliche Kreuzer mit ihren offenen Stückpforten, Unterseeminen und Torpedos.

Der Funkentelegraph wurde eifrig in Anspruch genommen, meist von den Vertretern großer Häuser. Kapitän Zachmann las aufmerksam die Depeschen. Eine fiel ihm auf wegen ihres nichtsagenden Inhalts: „Grüße meine Marie. Leo.“ — Darum das viele Geld ausgeben? dachte Zachmann. Na, es war bezahlt, Marie sollte begrüßt werden. Und der Funkstrahl blühte hinaus in den Ozean.

Gegen Mittag zog Gewölk auf, es wurde kühl, die See nahm einen kalten, grauen Ton an, und die Damen der ersten Kajüte nahmen fröstelnd ihre Pelztragen um.

Eben kam Kapitän Zachmann über das Promenadendeck, da trat einer der Reisenden auf ihn zu, es war ein Herr in grauem Sportanzug, dessen Gesicht mit den vorwringenden Wadenknochen und der gebogenen Nase dem eines Papageien sprechend ähnlich war, und sagte in einem nur wenig ausländisch klingenden Deutsch: „Ah! Herr Kapitän! Ich freue mich, wieder mit Ihnen zu fahren.“

Zachmann grüßte höflich, den Herrn aus seinen scharfen Seemanns-Augen mustern. „Merkwürdig, daß ich mich auf dieses Kafabagesicht gar nicht besinne,“ dachte er.

„Öffentlich werden wir durchkommen?“ fragte der Herr wieder. „Gewiß!“ versetzte Zachmann.

„Wir steuern Nordkurs, nicht?“ fragte der Herr und lächelte, lange, gelbe Zähne zeigend. „Man läuft dem Feind doch nicht gern in den Rücken.“

„Was an uns ist, werden wir schon tun,“ erwiderte Zachmann kühl und ging weiter.

Eine Stunde später trat der Telegraphist in das Steuerhäuschen und legte Zachmann, der den Kurs berechnete, eine Depesche vor: „Marie! Marie! Ich sehne mich! Leo.“

„Albern!“ sagte Zachmann. „Wer ist denn eigentlich Marias Anbeter?“

„Nun, der Papagei!“ versetzte der Funkentelegraphist und lachte.

„Ach — der?“ erwiderte Zachmann und lachte ebenfalls. „Der muß seine Berrüchtheit innerlich haben, äußerlich sieht er mehr nach Dollars als nach Verliebtheit aus. Also geben Sie Marie die tröstliche Gewißheit, daß ihr Leo sich nach ihr sehnt.“

Der Telegraphist ging, und auch dieser Gruß an Marie fand seinen Weg über den Ozean.

Das Wetter schlug um. Die stahlgraue See ging hoch, mit schwerem Seegang, und der Wind zog hohl. Man sah bei den Fahrgästen bereits bleiche Gesichter, und viele verschwanden in ihren Kabinen.

Gegen Abend hätte die Küste von Neufundland in Sicht kommen müssen, doch nichts erschien, nur See und See ringsum.

Der graue Herr mit dem Papageiengesicht — er stand als Mr. Braun aus Chicago in der Schiffsliste — hatte einen Dauerlauf an Deck gemacht, oft anhaltend, um mit seinem Glas, das, groß wie ein Wurfkegel, vor seinem hageren Leibe hing, Ausschau zu halten.

„Haben wir Neufundland noch nicht?“ fragte er den Ersten Offizier, der eben vorüberging.

„Wir laufen einen anderen Kurs,“ versetzte der, ein alter, treuerziger Seebär.

Herr Braun hastete zum Funkentelegraphen. „Hier, bitte, noch eine Depesche!“ sagte er. „Wenn's auch ein Heidegeld kostet. Meine Frau ängstigt sich so unsagbar.“ Damit reichte er dem Telegraphisten die Depesche: „Marie, ängstige dich nicht! Nehmen sichern Weg! Leo!“

Diese Marie wird einem wirklich über, dachte Zachmann, als er das Blatt etwas zweifelnd in der Hand hielt. Ach was, er hatte anderes zu tun, als sich damit zu befassen.

„Gut!“ sagte er und gab das Blatt mit einem Achselzucken zurück.

Es wurde eine böse Nacht. Schwere See! Nebelschleier flogen gegen das Schiff heran, die Luft war dick und unsichtig. Zachmann stand die ganze Nacht auf der Brücke; er dampfte mit abgeblenden Lichtern, auch die Sirene durfte nicht ihren Warnungsruß erschallen lassen. Stumm ging es dahin.

Der Morgen graute. „Schiff voraus!“ schallte die Meldung vom Ausguck. Zachmann nahm das Glas: ein Schiff dampfte heran, ein Kriegsschiff! Ein englischer Kreuzer!

Am Vormittag des Kreuzers stieg ein Signal, zugleich knallte ein Warnungsschuh. Um den „Wallenstein“ hatte sich der Nebel jetzt zusehends gelichtet, aber in Steuerbord lag eine dicke Nebelwand. Zachmann ließ ohne einen Augenblick des Zauderns das Ruder herumwerfen, und der „Wallenstein“ verschwand in den grauen Dunstschleiern.

Diesmal hatte der Raubvogel danebengestochen. Zachmann lachte in seinen Bart.

Stunden um Stunden ging es so dahin, ohne Warnungssignale, mit Rolldampf. Den Tod vor Augen. Jeder Augenblick konnte ihn bringen, wenn ein anderes Schiff den Kurs des „Wallenstein“ kreuzte. Doch man war außerhalb aller Schiffsfahrtsstraßen.

Endlich am Vormittag klarte das Wetter. Die See ging noch immer schwer, aber man hatte wieder Ausblick. Zachmann suchte den Gesichtskreis, an dem tief die Wollen hingen, auf das schärfste ab. Von dem feindlichen Kreuzer war nichts zu bemerken. Er hatte die Spur verloren.

Heut standen die langen Tafeln in dem reich ausgestatteten Speisesaal ziemlich leer. Die meisten Fahrgäste waren bei der schweren See mehr für ihre Leiden, als für ein üppiges Frühstück empfänglich. Nur der Papagei, wie er jetzt allgemein hieß, strich ruhelos umher.

Vom Kapitän hielt er sich fern. Der war ihm zu zugeknöpft. Aber der Erste Offizier, diese biedere, grundehrliche Haut, schien ihm sympathisch.

Dieser stand an der Reeling und sah nachdenklich ins Wasser. „Der Kurs macht wohl Kopfschmerzen?“ redete Herr Braun ihn an und bot ihm seine mit schweren Savannas gefüllte Zigarrentasche an.

„I wo!“ versetzte der Offizier.

„Wo sind wir denn ungefähr?“ fragte Herr Braun. Der alte Seebär lächelte. „Mitten im Atlantischen Ozean,“ versetzte er, „zwischen Neuyork und Hamburg, wenn Sie's genau wissen wollen.“

Herr Braun lachte, seinen Kerger verschluckend. „Ihrer Schiffsführung wird diese Ortsbestimmung wohl nicht genügen,“ erwiderte er. „Als bald lenkte er seine Schritte abermals der Telegraphenkabine zu.“

„Mitten im Ozean. Alles gut. Grüße meiner Marie!“ las Zachmann, dem der Telegraphist die Depesche vorlegte.

„Es tut mir leid um Marie,“ sagte Zachmann, „aber es geht keine Depesche mehr ab. Verstanden? Es könnte den Kreuzer uns auf die Herzen lenken.“

Der Erste Offizier hatte den Vorgang mit angehört. Das ist ein komischer Kerl!“ sagte er. „Mich hat er nach dem Schiffsort gefragt. Ich habe ihm sehr ausführlich geantwortet: im Atlantischen Ozean. Für die Begriffe einer Landratte ist das genug.“

Zachmann lachte. Dann wurde er nachdenklich. „Wissen Sie was, Vürstjen,“ entgegnete er. „Sie können ihm ruhig ein paar genauere Angaben machen. Der Telegraph ist ja geperrt. Und Sie, Herr Telegraphist, nehmen die Depeschen dieses Herrn ruhig ab, — ich bin neugierig, was er noch zu funkten hat.“

Am Nachmittag empfing der Morseapparat eine Depesche für Herrn Braun. „Wie geht's dir? Wo bist du? Deine Marie!“

Zachmann ließ die Depesche aushändigen. „Ja, wo sind wir?“ fragte Herr Braun seinen Freund, den Ersten Offizier.

„Nach dem Kompaß laufen wir Nordost-Kurs, als wollten wir Grönland dampfen. Wir,“ — er sah den Ersten Offizier vertraulich am Rockknopf — „wollen wohl oben bei Island so herum durchbrechen.“

Vürstjen machte sein schlauestes Gesicht. „Stimmt!“ versetzte er. Ein Schein von Befriedigung zog über die hohlen Wangen des Papageis. Er rüdt diesmal seine dickste Regalia heraus, gleich darauf sah man ihn wieder zur Telegraphenkabine rennen.

„Grüße meiner Marie! Wir sind, wo du nicht ahnst. Aber sicher. Leo.“

„Donnerwetter!“ Diesmal warf Zachmann das Blatt auf den Tisch. Diese Marie — das war doch nicht am Ende der verfolgende Kreuzer, denn so Richtlinien gegeben wurden, nach einem verabredeten System? Verfl — — —

Da schlug wieder der Apparat an, das bekannte Zeichen: Schiff in Not! Dahinter die Meldung: Deutscher und der Schiffsort. Jachmann geriet in die schwersten Bedenken. Wenn er den Kreuzer nicht hinter sich hätte! Aber vielleicht konnte man trotzdem seine Landsleute retten. Er berief den Rat seiner Offiziere. Der Schiffsort ist zu weit Nordwest gemeldet," sagte Kürßen, der Erste Offizier. "Wir geben kostbare Zeit daran und verlieren unsern Vorprung. "Nichtig, leider nur zu wichtig!" erwiderte Jachmann. "Aber ein deutsches Schiff ist in Gefahr! Muß man da nicht alles daransetzen?"

"Das ist sicher!" rief Kürßen. Der Abend war klar, aber es wehte heftig. Vorwärts flog der schnelle Dampfer unter dem Druck seiner starken Maschinen, umhüllt von dem Gischt der heranzollenden Wogen, auf das verunglückte Schiff zu.

Noch jemand stand, hinter den Deckbauten versteckt, auf Ausguck, nicht minder gespannt auspähend, wie die Offiziere, Herr Braun. Die Aufregung malte ein förmliches Rot auf seine blassen Büge.

Unterdessen war die Sonne gesunken. "Schiff in Sicht!" klang es vom Ausguck. Die Offiziere spähten aus: es war ein großer Dampfer, der dort auf den Wellen trieb.

Jachmann nahm Kurs auf das verunglückte Schiff. Da stürzte Herr Braun auf die Brücke, bleich vor Erregung. "Um Gottes willen, Herr Kapitän," rief er, "wir werden doch helfen? Ein entsetzlicher Gedanke, seine Mitmenschen dort in den Wellen ringen zu sehen. Man müßte kein Herz im Leibe haben. Ich beschwöre Sie, ungeachtet der eigenen Gefahr, die ein Beistand uns bringt, zu helfen."

"Wir werden tun, was unsere Pflicht ist," versetzte Jachmann und griff zum Glase; doch Herr Braun hingte sich in seiner Erregung an seinen Arm, ihn am Gebrauch des Fernglases hindern.

"Schiff in Sicht!" tönte es in diesem Augenblick abermals vom Ausguck.

Jachmann machte sich rücksichtslos frei. "Der Kreuzer!" rief er. Fern, gebückt von jenem angeblich verunglückten Dampfer lag der Kreuzer auf der Bauer. Nur eine ganz leichte Rauchwolke verriet ihn.

Kapitän Jachmann zuckte mit keiner Miene. "Weldrehen!" befahl er. Wie ein Pferd unter dem Schenkeldruck seines Reiters flog der "Wallenstein" herum.

Jetzt dampfte auch der Kreuzer an, schräg dem "Wallenstein" den Kurs abzuschneiden. Beide Schiffe jagten durch die See, nur eine hohe, schneeweiße Brandungslinie und die schwarze Rauchfahne kennzeichnete sie.

Die Maschinen des "Wallenstein" gingen mit höchstem Ueberdruck. Im Maschinenraum verstand man sein eigen Wort nicht vor ihrem Stampfen und Sausen. Windschnell drehten sich die schlanen Kolben, beherrscht von der ruhigen Hand ihres Ingenieurs.

Da blitzte es drüben an Bord des Kreuzers auf, und noch einmal, noch einmal! Heulend flogen die Granaten heran — und Knack! in die See. Viel zu kurz!

Bugleich vergrößerte sich die Entfernung: der Kreuzer kam dem schnellen Ozeantrenner nicht auf. Eine wilde Freude badte den sonst so ruhigen und bedachten Kapitän Jachmann. Wenigstens sollte der Engländer wissen, daß sein Spiel durchschaut war! Und Jachmann ließ noch einmal den Funkenwerfer spielen, die höhnischen Worte: "Viel wohl, Marie!"

Glücklich erreichte der "Wallenstein" die deutsche Heimat. Als er, jubelnd begrüßt, am Kai anlegte, stand ein großes Aufgebot von Polizei bereit. Ein Jahr später nach dem andern kam die schmale Laufbrücke herab, nur Herr Braun nicht. Die Polizei fand ihn in seiner Kabine, ruhig seine Sachen packend.

"Was wollen Sie von mir?" fragte er frech. "Abkunft über Ihre sonderbaren Depeschen!" versetzte der Beamte.

Der Spion wurde einen Schein bleicher. "Das heißt mir Gewalt antun!" schrie er.

"Das Kriegsgericht wird sich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigen," erwiderte der Wachtmeister kühl.

Am andern Abend gab es einen Spion weniger in der Welt.

Vermischtes.

* Der Wert des Schweigens. Wenn heute die militärische Zensur mit Strenge ihres Amtes waldet und keinerlei Nachrichten in den Zeitungen durchläßt, aus denen der Feind irgendwie wertvolle Hinweise schöpfen könnte; so erinnert Eugenio Chechi in einem Aufsatz des *Viccolo Giornale d'Italia* an einen Fall, in dem ein unbedachtes Wort über eine Truppenbewegung einen außerordentlichen Schaden stiftete. Noch dazu war es ein Ministerpräsident, dem dieses Mißgeschick begegnete. Das Ereignis spielt im Jahre 1866 am 22. Juni, als in der italienischen Regierung der General Lamarmora, der angesichts des drohenden Krieges den Oberbefehl über das Heer übernahm, durch Bettino

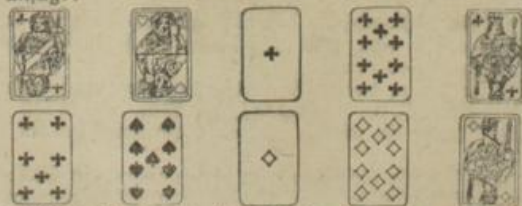
Ricasoli ersetzt wurde. Dieser kam in Florenz, der damaligen Hauptstadt Italiens, in den Sitzungssaal, gefolgt von allen Ministern, und verlangte sofort das Wort. "Ehrenwerte Abgeordnete", sagte er, "Seine Majestät der König von Italien Victor Emanuel II. hat Oesterreich den Krieg erklärt." Weiter kam er in seiner Rede nicht; die folgenden Worte wurden durch den Beifall der Versammelten überhört. Schließlich konnte der Ministerpräsident in seiner kurzen Rede fortfahren, und nachdem er einige dringend nötige Maßregeln erwähnt hatte, erklärte er, daß an diesem selben Abend schon das italienische Heer den Mincio überschritten hätte. Zwei Tage später, am 24. Juni, begegneten sich die beiden feindlichen Heere bei Custoza. Die Worte Ricasolis waren noch am selben Abend in Wien bekannt geworden und hatten die Uebermittlung des Befehls an den Erzherzog Albert, den Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres, veranlaßt, mit seinen Divisionen gegen die Stellungen des Feindes vorzugehen; es hieß, daß der General Serale, der Führer einer italienischen Division, aus den Wolken fiel, als er erfuhr, daß das österreichische Heer mit ihm in Fühlung stände. Er war der erste, der den überraschenden Stoß des Feindes aufzunehmen hatte, und er wurde dabei verwundet.

* Die Pariser Kriegsmode. Die großen Ereignisse der Zeit haben immer einen starken Einfluß auf die Pariser Mode ausgeübt. So wird man sich erinnern, daß nach dem russisch-japanischen Krieg die Mode mit großer Begeisterung japanisch wurde und nach dem Balkankriege eine deutliche Neigung zum Orient bewies. Heute ist zwar von einer Pariser Mode im großen Stil nicht mehr die Rede; aber soweit sich neue Formen bemerkbar machen, hat die Pariserin, ohne erst das Ende des Krieges abzuwarten, ein deutlich militärisches Aussehen angenommen. Die Soldaten mühe, die sich für den Kasernen dienst fast in allen modernen Heeren eingebürgert hat, erweist sich gegenwärtig der größten Beliebtheit. Die Mode ist auf sehr einfache Weise in den Straßen entstanden. Als das englische Heer beim Rückzug über die Marne in Paris landete und auf den Straßen der Hauptstadt überall englische Soldaten aus Wales, Schottland und Irland erschienen, wurden sie von den Pariserinnen begeistert aufgenommen. Um für den freudigen Empfang zu danken, gaben die englischen Soldaten zum Andenken alles her, was sie irrend entbehren konnten, und schenkten besonders den Frauen ihre Kokarden und Mützen. Die Pariserinnen setzten diese Soldatenmützen stolz auf und trugen sie überall zur Schau. Man sah so 10 oder 20 junge Damen mit der Soldatenmütze, und das genügte, daß eine neue Mode gefunden war. Zuerst hatten die Mützen genau die vorgeschriebene militärische Form; heute aber hat sich die Mode ihrer bereits völlig bemächtigt und schaltet ganz nach Laune damit; nur die Grundform der Soldatenmütze wird beibehalten, aber der Stoff, die Zutaten und die Farben zeigen ganz die Mannigfaltigkeit, die die Pariser Mode immer bevorzugt.

* Der abgesetzte Reichgraf. Im westlichen Schleswig-Dolstein besteht seit vielen Jahrhunderten für den Obmann der Vertretung zur Verfassung der Deiche in den Marschen, den sogenannten Rügen, die Amtsbezeichnung Reichgraf, die aus dem Plattdeutschen "Reichgreve" hervorgegangen ist. Jetzt ist sie für den Obmann der Südmarschenvertretung bei Dithum in "Kongsvorsteher" umgewandelt worden. Dazu bemerkt, wie wir in der Zeitschrift "Quikborn", die von der Vereinigung von Freunden der niederdeutschen Sprache und Literatur in Hamburg herausgegeben wird, der Vorsitzende des Nordfriesischen Vereins für Deimatunde, Pastor Schulz-Mildstedt, mit Recht: "Für den Schreibstubenmenschen ist es vielleicht eine Freude, wenn sich alles in das geliebte Schema fügt. Wir haben jetzt Amtsvorsteher, Gemeindevorsteher, Ortsvorsteher, Verbandsvorsteher, Kongsvorsteher. Vielleicht wird nächstens der Landrat Kreisvorsteher, der Oberpräsident Provinzvorsteher und der Kaiser Reichsvorsteher. Das wäre ein Triumph der Schreibstube. Wir bedauern solche Idee Gleichmachers, die das Volksleben ärmer macht und die einzelnen Gegenden ihrer Eigenart beraubt. Der Name Reichgraf ist hier vollständig und beliebt. Er hat seine Berechtigung redlich erworben im Verlauf der Jahrhunderte im Kampf mit dem Meere."

Stat-Aufgabe.

Vorhand läßt sich bis Null owest reizen, weshalb Mittelhand anstatt des anfangs beabsichtigten Treff-Solos mit folgenden Karten Grand ansagt:



Wie müssen die Karten sitzen und wie muß gespielt werden, damit der Spieler mit Schneider verliert? — (Aust. i. n. Nr.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer: Sense, Senk